

Angelika Overath: Wozu noch Zeitungen? Laudatio gehalten am 30. Oktober 2008 in der Akademie für Publizistik, Hamburg

Die Stoßrichtung der Frage ist klar.

Wenn das Internet schneller, das Fernsehen bunter und das Autoradio bequemer informiert, warum sollen wir unsere Aufmerksamkeit einem ziemlich alten Medium schenken, das nicht minutenaktuell ist, das ohne bewegte Bilder arbeitet und dabei auch noch eine hohe und weitgehend exklusive Konzentration fordert? Essen kann man gerade noch beim Zeitungslesen, aber schon Bügeln, die klassische Beschäftigung vor dem Fernseher, geht nicht mehr. Während sich beim Radiohören ziemlich alles erledigen läßt, absorbiert das Zeitungslesen uns ganz.

Die Zeitung ist ein anspruchsvolles Medium. Warum muten wir uns das zu? Ja, warum lieben wir es?

Noch während Annette Hillebrand am Telefon sprach und mich einlud, eine Laudatio auf die Preisträgerinnen Corinne Zalka Schweizer, Ilse Winkler und Dorothee Nolte zu halten, die sich erfolgreich mit der Frage „Wozu noch Zeitungen“ auseinandergesetzt haben, blitzten mir Bilder durch den Kopf.

Da war meine Mutter, eine Vertriebene aus dem Sudetenland, die mit dem Leben böse war und früh morgens am Küchentisch die Zeitung ostentativ von hinten aufschlug. Zuerst las sie die Todesanzeigen und gönnte sich den kleinen Triumph, wenigstens noch am Leben zu sein; dann las sie die Sonderangebote, damit sie wußte, was sie kochen sollte. Dann schlug sie die Zeitung wieder zu. Weil sie einmal alles verloren hatte, war sie überzeugt davon, daß wir kein Geld besaßen, aber immer, auch in Zeiten, da mein Vater arbeitslos war, hatten wir ein Zeitungsabonnement. Denn solange wir eine Zeitung hatten, waren wir sozial noch nicht ganz abgestiegen: gehörten wir doch zu denen, die lasen und am allgemeinen Geschehen teilnahmen. Mit der Zeitung leisteten wir uns den Luxus der Würde. Und wenn meine Mutter sich unbeobachtet glaubte, beschäftigte sie sich auch mit den Seiten über den Rest der Welt, einer Welt, die offensichtlich weiterging, auch wenn ihr Unrecht geschehen war.

Mein Vater las die Zeitung gründlich, den Sportteil las er mehrfach. Dann tauchte er ab in die kleine Illusion, daß auch nach dem Krieg die Welt immer noch ein Buben-Wettkampf sei.

Und dann sah ich mich selbst, als Studentin, mit den ersten Nummern der TAZ auf dem immer fleckigen, immer krümeligen Tisch der basisdemokratischen Wohngemeinschaft, und ein wenig später beim Sprachkurs in Florenz mit der Repubblica unterm Arm, obwohl ich noch gar kein Italienisch konnte. Aber die Repubblica trug ich als ein Signal, zu wem ich dazugehören wollte, als einen Schutz wohl auch.

Und als ich nun meine Stimme hörte, die Frau Hillebrand für die Einladung dankte, hier in Hamburg in der Akademie für Publizistik sprechen zu dürfen, da sauste mir ein zugegeben ganz unmöglicher Gedanke durch den Kopf. Wozu noch Zeitungen? Ja, ganz einfach, weil ich genau für dieses Medium schreiben will. Weil sehr vieles, was ich erzählen möchte, auf Zeitungsseiten stehen soll. Weil das, was ich schreibe, eine besondere Art der Verbindlichkeit und der Öffentlichkeit und der Gemeinschaft sucht.

Dorothee Nolte, die dritte Preisträgerin des diesjährigen Wettbewerbs, beginnt ihren Text mit einem besonderen Bild. Sie erzählt zunächst vom Typ des nostalgischen Zeitungslesers, der sich an den physischen Qualitäten der Zeitung freut, am Rascheln des Papiers, seinem Geruch, ja noch an der Druckerschwärze, die seine Fingerkuppen verschattete. Und am liebsten liest dieser Nostalgiker seine Zeitung in einem Café. Ich zitiere: „Zeitung und Kaffee, das passt zusammen. Sind aus den Londoner Kaffeehäusern des 18. Jahrhunderts nicht Versicherungsunternehmen, Börsen, und, ja, natürlich auch Zeitungshäuser entstanden?“ Und sie erinnert daran, daß die Französische Revolution zunächst in den Pariser Cafés zündete. Nun wieder Zitat: „Kaffeehäuser waren öffentliche Orte, Orte der Debatte, der Geselligkeit, des Austauschs von Neuigkeiten – und Zeitungen waren“ – und nun kommt das Bild, das ich sehr schön finde – „Zeitungen waren – Zeitungen sind gedruckte Cafés“.

„Zeitungen sind gedruckte Cafés“. Bleiben wir kurz bei diesem Bild. Und drehen wir es ein bißchen. Romane zum Beispiel sind keine gedruckten Cafés. Denn ein Roman ist ein geschlossener fiktiver Raum. Ein Roman ist für einen Leser kein öffentlicher Raum, auch wenn er in einem öffentlichen Raum spielt. Ein Roman lebt von der Privatheit, von der Intimität. Er muß nicht überprüfbar, nicht verbindlich sein. Sein Koordinatensystem, in dem er sich entfaltet, bleibt in letzter Autorität die Sprache eines frei imaginierenden Ich.

Die Zeitung aber (und ich spreche als Reporterin natürlich auch über die Zeitschrift, über das Magazin) die Zeitung ist ein offener Raum. Und sobald in einer Zeitung erzählt wird, ist sie ein offener fiktiver Raum. Offen aber ist dieser Raum, weil er von einer Wirklichkeit spricht, die wir alle mehr oder minder teilen. Diese Wirklichkeit ist nachprüfbar. Sie verbindet uns, auch wenn wir sie anders empfinden oder interpretieren. Eine Zeitung handelt von dem Leben aller und sie will an diesem Leben teilhaben.

Sie können über einen Roman diskutieren. Aber Sie können nicht in einem Roman diskutieren. In einer Zeitung schon. Das Schreiben ist ein einsames Geschäft, das Lesen auch. Die Zeitung verknüpft, weil sie sich auf eine letztlich gemeinsame und gemeinsam zu bewältigende Realität bezieht, den Leser mit dem Autor und den Autor mit dem Leser. In dem Wort „Leserbindung“ steckt auch das. Ich zitiere noch einmal Dorothee Nolte: „Zeitungen bilden Gemeinschaften über die Grenzen der Generationen und special interest groups hinweg. Sie bieten Anknüpfungspunkte, geistige Heimat, Gesprächsstoff für alle – gerade weil sie in ihrem Umfang begrenzt sind und man nicht endlos weiterklicken, -hören, -schauen kann. Zeitungen halten Familien zusammen: Jeder kriegt einen Teil, der Kleinste die Kinderseite. Zeitungen sind wie Lebenspartner: Hat man sich für eine entschieden, gewöhnt man sich an sie mit allen ihren Macken.“

Zeitungen haben Persönlichkeit, weil sie von Persönlichkeiten geprägt sind. „Gute Zeitungen“, schreibt Dorothee Nolte, „pflegen unterschiedliche Stile, Formen und damit Blicke auf die Welt. Zeitungsleser sind sprachverwöhnt!“ Und ich würde hier weiterformulieren und sagen: wie leidenschaftliche Cafébesucher sind sie auch stilverwöhnt. Zeitungen sind keine gedruckten Chat-Rooms.

Als Annette Hillebrand mir dann die drei Texte in die Berge schickte, habe ich mich sehr gefreut. Alle drei haben die Frage nicht nur originell beantwortet. Alle drei haben ihre Antwort in je einem anderen Stil, ja, in einem anderen Genre gefunden.

Der Ansatz von Dorothee Nolte war ein essayistischer. Sie spielt mit verschiedenen Typen (neben dem Nostalgiker kommen u.a. auch die Event-Managerin, der Publizistik-Professor, der Zeitungsredakteur zu Wort) und nähert sich über die fremden Statements der eigenen Haltung, einem „Lobgesang in drei Strophen“.

Ilse Winkler ging die Aufgabe ganz anders an. Die zweite Preisträgerin überraschte - Sie hörten es - mit einer Wort-Bild-Collage. Ilse Winkler kippte die Frage „Warum noch Zeitungen“, indem sie an den Anfang ihres Textes die Evidenz setzte: „Zeitungen sind wie Luft“, beginnt sie. Wie die Luft zum Atmen brauchen wir Zeitungen, um zu leben. Und dann argumentiert sie nicht, sondern zeigt, wie wir mit Zeitungen leben, ja wie unser Leben mit und von Zeitungen durchdrungen ist. Sie zählt auf: „Die wichtigsten hundert der mindestens tausend Gründe“. Das Schöne dabei ist, daß sie nicht nur sich widersprechende „Gründe“ nennt - etwa wir bräuchten die Zeitung „als Beweis“ und wenige Zeilen später „als Gegenbeweis“, oder wir bräuchten sie „für das Allgemeine“ und dann „für das Besondere“ - und somit das inhaltliche Spektrum einer Zeitung öffnet, nein, sie mischt auch munter und respektlos die geistigen Gehalte einer Zeitung mit ihren körperlichen Erscheinungsformen, ihre intellektuelle Nützlichkeit mit ihren handwerklichen Vorzügen.

Dabei wird die Vielfältigkeit des praktischen Einsatzes von Zeitungspapier zum ironischen Indikator für die Unterschiedlichkeit der Zeitungstexte und ihrer Wirkung. So ist eine Zeitung „Fächer“, „Lineal“, „Regenschirm“, „Not-Klopapier“, aber auch der „Beginn des eigenen Denkens“, eine „Konzentrationsübung“, „ein Zeitdokument“. Wir brauchen sie „zum Besserwissen“, „zum Mitredenkönnen“, „zum Wartezeit-Überbrücken“, aber eben auch „zum Ausstopfen von nassen Wanderschuhen“, „zum Einpacken von Gläsern“, „zum Fliegen-Totschlagen“, „zum Stabilisieren wackeliger Tische“. Und sie ist uns eine doppelte Tarnkappe: „zum sich dahinter Verstecken“ wie auch, „um nicht mitreden zu müssen“.

Und manchmal brauchen wir die Zeitung auch wegen des „Zustellers“; das wollen wir hier jetzt aber nicht vertiefen. Jedenfalls haben wir verstanden: wir brauchen die tägliche Zeitung einfach, damit sie uns nicht fehlt. Oder mit dem abschließenden Wort von Ilse Winkler: wir brauchen sie „zur Beruhigung“.

Die Zeitung ist nicht nur ein Medium der Information. Sie ist ein Ding, ein Gegenstand. Oder besser: sie liegt herum. Ihre Zukunft ist Altpapier. Das macht sie uns vertraut. Und wie wir von einem Kind die erste Locke aufbewahren, so schneiden wir mitunter etwas, was uns besonders berührt oder beschäftigt, aus. Wir wollen es nicht verlieren, wie wollen uns erinnern. Wir wollen es vielleicht noch einmal nachlesen. (Was wir meist dann doch nicht tun, es ist also viel Rituelles bei diesem Ausschneiden.)

Anders als das Fernsehgerät, das im Zimmer steht, anders als das Internet, das - auch auf dem Bildschirm des Notebooks, auch im Handy - an die Maschine gebunden bleibt, teilt die Zeitung unseren Alltag unmittelbar. Keine Hardware muß sie uns vermitteln. Nichts muß sie hochladen, sie kann auch nicht abstürzen. Sie ist so rührend solide. Wir schlagen alles in sie ein. Wir schlagen sie auf und ihre Zeit gehört uns. Und sie hat Zeit. Ihre Fläche ist größer als ein Bildschirm. Sie liegt ruhig da, sie flimmert nicht. Mit einem Blick sehen wir, was wir sehen wollen. Sie beschränkt uns auf ihr überschaubares tägliches Angebot, und sie befreit uns von der Flut sich in den Fluchten von Fenstern vervielfachender Neuigkeiten.

Sie ist nicht hart, sie kann nicht splintern. Sie ist aus einem mütterlichen Stoff: sie schützt, hält warm, hält trocken, sie dämpft. Selbst Glas ist in ihr sicher. Auch deshalb ist das letzte Wort des Textes von Ilse Winkler: „Zur Beruhigung“.

„Warum noch Zeitungen?“ beantwortete Dorothee Nolte mit einem vielstimmigen Essay, Ilse Winkler mit einer sprachsprudelnden, rhythmisierten Collage, die schon zur Versform tendiert.

Die erste Preisträgerin aber, Corinne Zalka Schweizer, hat begonnen zu erzählen. Ihre Antwort am Ende heißt: „Würde mich heute jemand fragen, wozu noch Zeitungen, würde ich antworten: meiner Mutter wegen.“ Was für ein seltsamer Satz!

Ja, offensichtlich geht es im Text von Corinne Zalka Schweizer um Zeitungen und um Mütter und es geht um Glück und um Freiräume. Und es geht um die alte Suche der Poesie nach der verlorenen Zeit. Gehandelt wird von der kleinen Zeit der Zeitung, der gestohlenen Stunde und der gefundenen Momente.

Der Text ist in Szenen aufgebaut. „Wenn sie die Zeitung fallen liess, wusste ich, dass sie glücklich war.“ Die Mutter las nun nicht mehr, sie lag in der Badewanne und entspannte. Mutterglück ist auch Kinderglück, weil Mutterleid gesteigertes Kinderleid ist. Und dieses Kinderglück der Mutter in der Badewanne (und dies ist ein paradoxes, ein explosives, embryonales Bild!), dieses gefährdete Kinderglück kommt wieder, wenn das ehemalige Kind nun selbst Mutter ist und Zeitung liest, während der kleine Sohn in der Badewanne spielt. „Heute lese ich immer Zeitung, wenn mein Jüngster im Bad ist. Ich vermisse meine Mutter. Ich vermisse die nasse Zeitung auf dem Boden. Ich selber lasse sie nicht fallen. Wenn sie von den Spritzern meines Sohnes nass wird, atme ich den Geruch des feuchten Papiers ein und versinke in meiner Kindheit.“

Warum noch Zeitungen? Meiner Mutter wegen? Meiner Kindheit wegen? Weil die Zeitung eine Zuflucht der Mutter war, weil die Mutter, wenn sie in der Badewanne lag und las und dann nicht mehr las, sondern die Zeitungsseiten alle fallen gelassen hatte, glücklich war? Und eben nicht stumpf und apathisch, wie es das Kind sehr wohl kannte: „Sie schien jeden Augenblick vom Sofa zu fallen, ihr Gesicht eine Maske.“

In diesem Text ist die Zeitung ein Lebensmotiv. Ein Überlebensmotiv. Diese Mutter hatte kein Zimmer für sich allein, aber am frühen Nachmittag, wenn Mann und Kinder zu essen bekommen hatten und der Mann wieder fort war und die Kinder spielten, dann ließ sie den Abwasch warten und sie: „stahl sich hinter die Zeitung“. Die Zeitung ist ihr Freiheitsraum. Sie teilt ihn nicht. Sie liest nichts daraus vor. „Es schien, als wäre die Zeitung nur für sie da, und nur, wenn es ihr gut ging. Sie stellte sie zwischen uns und sich auf, wie eine dünne weiße Wand, oder sie legte sie um sich herum wie eine Koppel, in der ein Pferd seine Freiheit in Gefangenschaft genießt.“

Der Text könnte einem Angst machen, er hat etwas klaustrophobes. Nehmen wir das Bild des „Dampfkochtopfes“. Die Mutter plazierte einen schweren Topf am Fußende der Badwanne, damit sie, lesend, nicht ins Wasser abgleiten konnte. Der Dampfkochtopf sollte sie davor bewahren unterzugehen, wenn sie zu selbstvergessen in der Zeitungsektüre versank.

Und auch als die Tochter selbst schwanger ist, in der neuen Wohnung mit der größeren Badewanne, verkleinert sie die Wanne, wie sie es bei der Mutter erlebt hatte, mit einem „Dampfkochtopf“. Wenn man dem Text genau folgt, ist es der „Dampfkochtopf“, der die Frauen vor dem Untertauchen in der Badewanne, letztlich dem Ertrinken retten soll. Das ist eine ungeheure Variante des Opheliamotivs.

Der Text aber öffnet sich, wird heiter, welthaltiger und zwar wieder über die Zeitung. Der jüngste Sohn, dreijährig, nimmt sich an der Bushaltestelle die Gratiszeitung und trägt sie wie ein Schulkind, das schon lesen kann. Und dann liest der Junge der Mutter im Bus daraus vor. Er liest „Werbung und Wetter vor, langsam mit dem Finger über die Seiten gleitend, liest, was nie jemand schrieb und nur ich manchmal verstehe“.

Wir haben hier eine völlig andere Mutter-Kind-Konstellation. Hier ist es nicht mehr ein um die Mutter bangendes Kind, das der Mutter in der Badewanne zusieht, wie sie endlich durch das warme Wasser und durch das Abtauchen in die Zeitung glücklich werden kann. Sondern dieser kleiner Junge ist lebenshungrig, er will seiner Mutter zeigen, wie groß er schon ist, daß er lesen kann. Und irgendwie kann er es ja, jedenfalls erfindet er sich und der Mutter echte Geschichten aus der Zeitung. Die Zeitung ist für ihn eine Initialzündung, um zu imaginieren. Und er will die Zeitung teilen, aus ihr mitteilen. Auch für ihn ist die Zeitung ein Möglichkeitsraum, eine konkrete Utopie, die ihren Ausgang nimmt vom bedruckten Papier. Mit der Zeitung hält er seine nächste Zukunft in der Hand. Er wird erwachsen werden. Und die Zeitung gibt ihm den Mut, ein Forscher seines Lebens zu sein. Auch er entdeckt jetzt einen Dinosaurierknochen.

Dieser Junge gehört vermutlich der ersten Generation an, die parallel beides lernt: das ABC und den Umgang mit dem Internet. Noch in der Grundschule, noch bevor er mit dem Großen Einmaleins rechnet, wird er chatten und skype.

Was er wohl sagen wird, wenn man ihn einst fragte: Warum noch Zeitungen?

Vielleicht wird er sich erinnern, daß er einmal glücklich war, damals im Bus, als sie zu zweit nebeneinandersaßen und er das große Blatt aufschlug und seiner Mutter zum erstenmal etwas aus der Welt vorlas.

Ich möchte den drei Gewinnerinnen der diesjährigen Preisfrage der Akademie für Publizistik, Dorothee Nolte, Ilse Winkler und Corinne Zalka Schweizer, ganz herzlich gratulieren und ihnen danken für die wunderbaren, für die ungewöhnlichen Antworten, die sie uns gegeben haben.